

Vorwort

›Solidarität zuerst!‹ – Mit der Covid 19-Pandemie ist dieser Imperativ omnipräsent geworden. Er wird von den Regierenden immer wieder eingeschärft, um Ausgangsbeschränkungen, Quarantänemaßnahmen und Lockdowns unterschiedlicher Intensität zu legitimieren. Zunächst traf er auf eine breite Folgebereitschaft, nicht zuletzt aus Angst vor der unbekannten Gefahr, die man durch eine gemeinsame Kraftanstrengung schnell zu überwinden hoffte. Mittlerweile aber wachsen Unmut und Vorbehalte, Zweifel und Unsicherheiten. Die Tragfähigkeit der immer wieder emphatisch angerufenen Solidarität scheint langsam aufgebraucht zu sein. Viele können das Wort schlicht nicht mehr hören. Und doch scheint der Rekurs auf die Solidarität in den Zeiten der Pandemie unvermeidlich zu sein.

›Solidarität zuerst!‹ – das ist aber nicht erst heute ein sozialer Imperativ. Schon im Paris der Jahrhundertwende (19./20. Jhdt.) erklang überall die Parole ›*solidarité d'abord*‹. Und schon damals bewegte sie sich – nicht nur, aber auch – im Rahmen einer bedrohlichen Epidemie. Denn in dem Moment, in dem die immer wieder ausbrechende Tuberkulose als gefährliche Infektionskrankheit erkannt worden war, wurde den Zeitgenossen schlagartig klar, dass ihre persönliche Gesundheit in massiver Weise von ihrer gesellschaftlichen Umwelt, von der zunehmenden sozialen Dichte ihrer Lebensverhältnisse und der Leistungskraft einer nachhaltigen Hygiene- und Gesundheitspolitik des Staates abhing. Aber nicht nur das: Längst war deutlich geworden, dass sich die moderne Industrie- und Massengesellschaft insgesamt – weit über Fragen der Bekämpfung von Epidemien hinaus – mit dem sozialphilosophischen Design des politischen Liberalismus nicht mehr angemessen erfassen lässt. Sie benötigte für ihr normatives Selbstverständnis grundlegend neue Antworten auf grundlegend neue Herausforderungen. Sie stand vor der dringenden Aufgabe, den liberalen Rechtsstaat zu einem postliberalen Wohlfahrtsstaat auszubauen; und sie brauchte dazu nicht weniger als eine neue Sozialtheorie von

Person und Gesellschaft, von individueller Freiheit und sozialer Gerechtigkeit.

In diesem Rahmen entstand die um die Jahrhundertwende sehr erfolgreiche sozialpolitische Reformbewegung des *solidarisme*, die nach einem Dritten Weg jenseits von Individualismus und Kollektivismus suchte und unter dem Programmwort der *solidarité* sozialetische Grundlagen für den gerade erst entstehenden Wohlfahrtsstaat entwickeln wollte. Statt an den geschichts- und gesellschaftslosen Prinzipien der Aufklärungsphilosophie orientierte sie sich an den Einsichten der französischen Solidaritätssoziologie und verband damit die ambitionierte Hoffnung, der aus den Kinderschuhen des Liberalismus herausgewachsenen Gesellschaft auf diese Weise eine neue soziale Idee, eine neue Vision gesellschaftlicher Freiheit und Gerechtigkeit zur Verfügung stellen zu können.

Dieser Essay will in pointierter Form an die Aufbrüche des französischen *solidarisme* erinnern und dessen bis heute nicht ausgeschöpfte Potenziale für die sozialmoralischen Debatten um das normative Selbstverständnis der westeuropäischen Gegenwartsgesellschaften freilegen. Er will dabei nicht zuletzt die noch immer bestehende Dominanz der liberalen Wahrnehmungsmuster und Theoriearsenale sozialphilosophisch irritieren. Und er sucht durchaus den öffentlichen Streit. Dazu greift er in vielfacher Form auf Anliegen, Themen und Motive zurück, die sich bereits in meiner in diesem Verlag erschienenen Studie zur Begriffs- und Theoriegeschichte der Solidarität aus dem Jahr 2017 finden (*Solidarität und Solidarismus. Postliberale Suchbewegungen zur normativen Selbstverständigung moderner Gesellschaften*; Große Kracht 2017). Schon hier nahm der französische Solidarismus einen breiten Raum ein. Von daher sind zahlreiche Originalzitate und viele weitere Inhalte und Ausführungen dieses Buches – oft auch in wörtlichen Übernahmen – in diesen Essay eingegangen. Sie finden sich über den gesamten Text verstreut. Vor allem die Kapitel 3, 4 und 6 gehen inhaltlich kaum über die entsprechenden Abschnitte dieses Bandes hinaus. Breite Teile dieses Essays lesen sich deshalb wie eine Wiederholung bzw. »Neuabmischung« des Textes von 2017 und können keine Originalität beanspruchen. Die vielen Übernahmen und Selbstzitationen sind in der Sache aber nicht zu vermeiden, wenn es darum geht, den französischen Solidarismus hinreichend ausführlich vorzustellen, um eine sozialetische Grundsatzdebatte zwischen liberalen und solidaristischen Perspektiven der Gesellschaftstheorie anzuregen. Dennoch hoffe ich, dass der hier vorgelegte Text auch denjenigen Leserinnen und Lesern, die das Buch von 2017 kennen, neue Anregungen und Impulse vermitteln kann.

Danken möchte ich an dieser Stelle wieder einmal Jonas Hagedorn für seine wertvolle und verlässliche Hilfe, dem transcript Verlag für die bewährte Zusammenarbeit und dem Bistum Mainz für die finanzielle Unterstützung. Die Übersetzungen aus dem Französischen stammen von mir. Für Mithilfe danke ich, wie schon 2017, dem *native speaker* Pierre Schweitzer. Offensichtliche Fehler in den Zitaten wurden stillschweigend korrigiert. Aus Gründen der Lesbarkeit verwendet der Text das generische Maskulinum; wo es Sinn ergibt, ist die weibliche Form aber immer mit gemeint.

Darmstadt, im Januar 2021
Hermann-J. Große Kracht

